

Das Phänomen der Diskursvermeidung

Zwei Thesen zur Stagnation des Diskurses in modernen Gesellschaften und deren Folgen

Anekdotische Einleitung

In einer Episode des Podcast „Fest und Flauschig“ aus dem Februar 2022 diskutieren Jan Böhmermann und Olli Schulz die Situation von transsexuellen Menschen in der Gesellschaft. Als Olli das Thema der Integration von Trans-Frauen in den professionellen Wettkampfsport anspricht, reagiert Jan sofort ablehnend und entgegnet: „Ja aber weil jetzt zwei Athleten irgendwie bei einem Sportwettbewerb gewonnen haben, stellst du jetzt quasi die Rechte von Trans-Menschen infrage? [...] Glaubst du wirklich, dass Leute ihr Geschlecht ändern, um im Sport besser zu werden?“ An diesem Punkt wird die Diskussion abrupt umgelenkt. Anstatt eine differenzierte Debatte zu führen, wird der Austausch fortan von moralischen Positionen dominiert, und die eigentliche Frage bleibt unbeantwortet.¹

Dieses Beispiel verdeutlicht ein größeres Problem unserer heutigen Diskurskultur: die Vermeidung von wichtigen gesellschaftlichen Debatten. Diese Diskursvermeidung geschieht aus unterschiedlichen Motiven, die ich in zwei Thesen zusammenfasse. Erstens, die des „moralischen Kapitals“, laut der Menschen Diskussionen aus opportunistischen Gründen scheuen, um ihr moralisches Ansehen und ihre soziale Stellung nicht zu gefährden. Zweitens, die These der „lähmenden Unsicherheit“, die beschreibt, dass Menschen Diskussionen aus idealistischen Überzeugungen vermeiden, weil sie befürchten, dass offen geführte Debatten die Akzeptanz sozialer Errungenschaften gefährden könnten.

In beiden Fällen führt diese Diskursvermeidung dazu, dass wichtige gesellschaftliche Prozesse der Ausdifferenzierung blockiert werden. Menschen, die zum Beispiel berechtigte Fragen zur praktischen Umsetzung sozialer Errungenschaften stellen, fühlen sich schnell moralisch abgestempelt und aus dem Diskurs ausgeschlossen. Das Ergebnis ist Frustration und eine Vertiefung gesellschaftlichen Gräben – obwohl in Wahrheit oft eine gemeinsame Werte-Grundlage besteht. Statt konstruktive Diskussionen zu führen, stagniert der Diskurs und die Möglichkeit, Lösungen für komplexe Probleme zu entwickeln, bleibt ungenutzt.

¹ (Böhmermann & Schulz, 2022, ab Minute 21)

Problemaufriss

Ein zentrales Problem unserer heutigen Diskurskultur ist die Tendenz, Debatten über kontroverse Themen zu meiden. Kritische Fragen zur praktischen Umsetzung sozialer Errungenschaften werden oft als moralisch bedenklich abgewertet, was dazu führt, dass wichtige gesellschaftliche Themen nicht mehr offen verhandelt werden. Das funktioniert allerdings nur so lange, wie der sich anstauende Frust darüber unterdrückt werden kann. Sobald populistische Kräfte diesem Frust einen Weg bahnen – und ihm dabei ihre Feindbilder und Sprache aufzwingen - bringt das all diejenigen in eine schwierige Lage, die sich eher in ein progressives politisches Lager einordnen: Entweder sie verweigern die Debatte und prangern ihrerseits die populistische Instrumentalisierung des Themas an, um sich abzugrenzen, oder sie übernehmen Teile eben jener populistischen Argumentation. In beiden Fällen wird der Diskurs zwangsläufig ideologisch aufgeladen, die Suche nach Kompromissen erschwert und die gesellschaftliche Spaltung vertieft.

Ein prägnantes Beispiel für die problematische Vermeidung offener Debatten zeigt der Fall der algerischen Boxerin Imane Khelif, die bei den Olympischen Sommerspielen 2024 in Paris die Goldmedaille im Frauenboxen gewann. Trotz der Tatsache, dass Khelif eine Cis-Frau ist, wurde sie fälschlicherweise beschuldigt, eine Trans-Frau zu sein und somit einen unfairen Vorteil gehabt zu haben. Diese Anschuldigungen führten so weit, dass ihr Vater sich dazu gezwungen sah die Geburtsurkunde seiner Tochter zu veröffentlichen, um ihre weibliche Identität - qua Geburt - zu beweisen.²

Es wird deutlich, wie tief die Verwerfungen sein können, die durch das Vermeiden eines offenen Diskurses entstehen können. Khelif's Fall wurde instrumentalisiert und erneut wurden Wunden aus vorherigen Kämpfen um Rechte für transsexuelle Menschen aufgerissen. Was hätte man verhindern können, hätte es eine offene und differenzierte Debatte und einen daraus resultierenden Kompromiss gegeben, auf die man die wütenden Stimmen hätte verweisen können. Es zeigt sich, wie stark gesellschaftliche Ängste und Unsicherheiten andernfalls kanalisiert werden können, wenn die nötigen öffentlichen Diskussionen über komplexen Fragen - wie eben die gerechte und faire Einbindung von Trans-Frauen in den Frauensport - ausbleiben. Statt differenzierter Überlegungen, wie faire Wettbewerbsbedingungen für alle Geschlechter im Sport gestaltet werden könnten, führte die Vermeidung solcher Debatte wie in diesem Fall dazu,

² (Job, 2024)

dass sich der entstandene Druck in einer ungeführten, verzerrten und emotionalisierten Auseinandersetzungen entlud.

Um die zugrunde liegenden Ursachen dieser Diskursvermeidung zu verstehen, ist es wichtig, zwischen den Motiven der Akteure zu differenzieren. In meinen Augen gibt es zwei wesentliche Arten dieses Phänomens. Auf der einen Seite sind es opportunistische Beweggründe, die dazu führen, dass Menschen aus Angst um ihr moralisches Ansehen Diskussionen scheuen. Auf der anderen Seite stehen idealistische Motive, bei denen die Sorge um den Erhalt sozialer Errungenschaften im Vordergrund steht. Beide Tendenzen behindern eine produktive Auseinandersetzung mit den komplexen Themen unserer Zeit. Die folgende Analyse wird beiden Thesen näher beleuchten und aufzeigen, wie sie zur Stagnation des Diskurses beitragen und die gesellschaftliche Zusammenarbeit gefährden.

Moral als Kapital

Die erste These, die die Tendenz zur Diskursvermeidung erklären könnte, ist die Idee, dass Moral in modernen Gesellschaften als eine Form von Kapital fungiert. Ähnlich wie ökonomisches Kapital, das Menschen in der Regel schützen und vermehren wollen, funktioniert moralisches Kapital in sozialen Kontexten nach ähnlichen Prinzipien. Moralisches Kapital bezeichnet die Ansammlung von ethischen Überzeugungen und gesellschaftlich akzeptierten Positionen, die den sozialen Status und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe oder einem bestimmten Milieu sicherstellen.

Man kann das Konzept vom *moralischen Kapital* in eine theoretische Nähe der Idee von einem *sozialen Kapital* des französischen Soziologen und Sozialphilosophen Pierre Bourdieu stellen. Bei Bourdieu heißt es: „Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind“.³ Ich denke, dass eine Herausstellung der Moral als eigenständige Kapitalform eine wichtige Erweiterung dieser Idee darstellt, da die zunehmende Wichtigkeit *postmaterialistischer Werte* zu einer Verschiebung der gesellschaftlichen Prioritäten, hin zu stärker ideellen und abstrakten Zielen wie Selbstverwirklichung, Freiheit, und sozialer Gerechtigkeit geführt hat.⁴ Daraus hat

³ (Bourdieu, 2012, S. 238)

⁴ (Inglehart, 1981)

sich eine neue Form sozialer Währung ergeben. Diese Währung ist in den Zeiten unserer modernen Gesellschaften wertvoller denn je.

Ein einfaches Beispiel für die Kapitalisierung von Moral lässt sich in den sozialen Medien beobachten, wo Menschen durch Symbole, Flaggen oder Hashtags bestimmte moralische oder politische Standpunkte signalisieren. Sie schmücken sich damit wie mit einem Statussymbol. Während es bei den einen die Ukraine-Flagge oder Ausdrücke der Solidarität mit Israel oder Palästina sind, die zeigen sollen, auf welcher „Seite“ jemand steht, kann in anderen Milieus eine Deutschlandfahne im Profil einen ähnlichen Zweck erfüllen: Die eigene moralische Position markieren und zeigen, in welchen Werten und Überzeugungen das eigene moralische Kapital angelegt ist. Gleichzeitig zeigt sich hier die Beiläufigkeit dieser Wertschöpfung. Es kostet den einzelnen nichts, diese Symbole wieder aus seinem Profil zu entfernen, sollten sie sich nicht länger als subjektiv vorteilhaft erweisen.

Im finanziellen Bereich legen Menschen ihr Kapital dort an, wo es den größten Gewinn verspricht. Wenn eine Investition sich nicht mehr lohnt oder wenn ein Markt zusammenbricht, ziehen sie ihr verbliebenes Kapital ab und investieren es anderswo. Ähnlich verhalten sich manche Menschen mit ihren moralischen Überzeugungen. Solange eine bestimmte Überzeugung in ihrem sozialen Umfeld als wertvoll und anerkannt gilt, wird sie nach außen hin verteidigt. Sobald ihre Einstellungen nicht mehr der moralischen Norm der Gruppe entsprechen, sind viele bereit, ihre Positionen anzupassen oder gar aufzugeben.

Diese strategischen Anpassungen zeigen, dass moralische Haltungen nicht immer fest verankerte Prinzipien sind, sondern oft einem sozialen „Marktwert“ unterliegen. Man legt sein „Kapital“ im *Notfall* einfach an anderen „Märkten“ an – jenen, die mehr Anerkennung und Status versprechen als die aktuellen. Dies geschieht nicht unbedingt, weil sich moralische Überzeugungen wirklich geändert haben, sondern weil sich ein Gespür dafür entwickelt hat, dass moralisches Kapital gefährdet wäre, wenn an alten Überzeugungen festgehalten werden würde.

Und trotzdem wird in einer postmaterialistischen Welt, in der moralische Überzeugungen als soziale Währung betrachtet werden können, die Verteidigung der eigenen Positionen und ihres Wertes zu einem zentralen Ziel – eben bis zu dem gewissen Punkt, an dem die Kritik nicht mehr von außen kommt, sondern sich innerhalb des eigenen Lagers eine moralische Neuausrichtung vollzieht.

Ähnlich wie bei den Besitzern von Non-Fungible-Token, deren Wert stark davon abhängt, dass genügend Menschen einen hohen Preis für die - per se *wertlosen* - digitalen Sammlerstücke als gerechtfertigt ansehen, sind Individuen in sozialen Kontexten oft geneigt, ihre moralischen Standpunkte vehement zu verteidigen. Als nach ihrem erstmaligen Aufkommen Stimmen laut wurden, die das Konzept und die hohen Preise für NFTs infrage stellten, reagierten viele NFT-Besitzer gereizt und blockierten Diskussionen, möglicherweise aus Überzeugung, wahrscheinlicher jedoch vor allem aus Angst vor einem immensen Wertverlust ihrer Investitionen. In vergleichbarer Weise empfinden Menschen kritische Betrachtung ihrer moralischen Überzeugungen als Risiko für ihren sozialen Status.

Moralisches Kapital führt somit zu einem sich selbstverstärkenden Prozess: Die Verteidigung der eigenen moralischen Überzeugungen wird zum Selbstzweck, und Themen, die mit diesen Überzeugungen in Konflikt geraten könnten, werden zunehmend tabuisiert. Diese Tabuisierung führt zur Vermeidung offener Diskussionen und verhindert, dass komplexe Themen in ihrer ganzen Tiefe verhandelt werden. Stattdessen entwickeln sich schnell moralische Gewissheiten, die nicht zur Diskussion gestellt werden sollen (auch nicht einzelne Aspekte davon), weil sie das moralische Kapital der Person oder Gruppe gefährden könnten.

Lähmende Unsicherheit

Die zweite –meiner Ansicht nach überzeugendere - These basiert auf der Annahme, dass Menschen Diskussionen über aufgeladene Themen nicht primär aus opportunistischen Motiven vermeiden, sondern aus der Sorge, vor dem Schaden, den eine solche Debatte anrichten könnte. Im Zentrum steht hier nicht das Motiv, moralische Überlegenheit unter Beweis zu stellen, sondern die Furcht, dass durch eine offene Diskussion Skepsis oder Zweifel am sozialen Fortschritt aufkommen könnten. Das Hauptziel ist hier also der Schutz der als sozialen Errungenschaften wahrgenommenen Werte (wie zum Beispiel die gesellschaftliche Anerkennung unterschiedlicher Identitäten und Lebensweisen), vor den Folgen einer „Moral Panic“.

Moral Panic beschreibt eine gesellschaftliche Überreaktion auf ein Thema, das als Bedrohung wahrgenommen wird, obwohl diese Bedrohung oft stark übertrieben wird oder gar nicht wirklich vorhanden ist. In solchen Situationen werden bestimmte Gruppen, sogenannte „folk devils“, für die vermeintlichen Missstände verantwortlich gemacht. Die Panik wird oft durch Medienmechanismen und politische Interessen verstärkt und führt zu kurzfristigen, aber

intensiven Reaktionen, die langfristige soziale oder institutionelle Folgen haben können. Im Kontext der *lähmenden Unsicherheit* versuchen Akteure, genau solche Paniken zu vermeiden, indem sie vermeintlich heikle Themen wie Trans-Rechte oder Migration nicht offen diskutieren. Ihre Sorge ist, dass eine solche Debatte die Gesellschaft in eine irrationale und übertriebene moralische Aufregung stürzen könnte, die den sozialen Fortschritt gefährden würde.⁵

Um diese Sorge nachvollziehbarer und greifbarer zu machen, ist es hilfreich, die Bezeichnungen „transformative Fortschrittsideale“ und „reaktionäre Fundamental-Opposition“ einzuführen:

Transformative Fortschrittsideale werden im Wesentlichen repräsentiert durch den Wunsch nach sozialer Veränderung, Gerechtigkeit und Inklusion. Sie zielen zum Beispiel darauf ab, die Rechte von unterrepräsentierten Gruppen - wie transsexuellen Menschen - zu etablieren und zu fördern und streben dabei nicht nur nach kurzfristigen politischen Erfolgen, sondern vor allem nach einem tiefergehenden gesellschaftlichen Wandel, der auf mehr Empathie, Verständnis und gegenseitiger Unterstützung abzielt.

Auf der anderen Seite hat sich in den vergangenen Jahren eine Art reaktionäre Fundamental-Opposition geformt, die in ihrem Widerstand gegen Veränderungen eine fast spiegelbildliche Dynamik zeigt. Hier herrscht nicht nur eine vage Skepsis gegenüber den neuen gesellschaftlichen Werten, sondern ein tiefes Misstrauen gegenüber jeglichem Wandel, der von der „anderen Seite“ kommt. Das Misstrauen geht über reine Ablehnung hinaus und entwickelt sich zu einer Grundhaltung, die so tief internalisiert ist, dass selbst dann noch Widerspruch geleistet werden würde, wenn der politische Gegner eigene Forderungen umsetzen wollte.

Dabei zeigen sich Angehörige dieser von mir so genannten Fundamental-Opposition nicht nur resistent gegenüber moralischen Vorwürfen, sondern sehen diese grade als Bestätigung des eigenen Werteverständnis an. Üblicherweise hat Kritik – auch wenn sie für den Adressaten unangenehm sein mag – das Potenzial Veränderung anzustoßen, weil sie auf mögliche Schwächen hinweist, die man in der Regel überwinden möchte. Sie löst Scham oder zumindest einen inneren Impuls aus, sich rechtfertigen zu wollen. Das macht Kritik zu einem wichtigen Diskussions-Werkzeug sowohl auf individueller als auch auf gesellschaftlicher Ebene. Wenn Kritik stattdessen Bestätigung oder sogar Stolz hervorruft, wird dieses Werkzeug völlig entwertet. Es hat seine Funktion verloren, indem sie nicht mehr als Anstoß für Reflexion,

⁵ (Goode & Ben-Yehuda, 1994, S. 156–159)

sondern als Beweis für die Richtigkeit der eigenen Haltung interpretiert wird. Eine solche Fehlwirkung kann überhaupt erst entstehen, wenn die Ablehnung der Gegenseite schon vor dem ersten Austausch von Argumenten manifestiert wurde. Es ist ein Indikator dafür, dass jeder Versuch eines inhaltlichen Diskurses verpuffen wird, weil die politischen Lager nicht die jeweiligen Positionen der Anderen ins Visier nehmen, sondern stattdessen ein selbst erzeugtes Feindbild, das jedem potenziellen inhaltlichen Argument von vornherein vorausgreift.

Es ist wichtig zu betonen, dass sich das von mir gezeichnete Bild einer reaktionären Fundamental-Opposition vom klassischen Konservatismus unterscheidet. Der klassische Konservatismus zeichnet sich im Vergleich nämlich dadurch aus, dass er Veränderungen eben nicht grundsätzlich ablehnt, sondern sie in einem moderaten Tempo und im Einklang mit bestehenden Traditionen und Werten anstrebt, die im Laufe der Zeit ihre Nützlichkeit bewiesen haben (zumindest für einen gewissen Teil der Gesellschaft).

Die beiden Pole – transformative Fortschrittsidealisten und reaktionäre Fundamental-Oppositionelle – stehen in einem ständigen Spannungsfeld zueinander. Die transformative Seite neigt dazu, sich als moralisch überlegen zu sehen, was sie in einen defensiven Modus versetzt, wenn ihre Werte (die auf einer vermeintlich indiskutablen Vorstellung von Gerechtigkeit basieren) in Frage gestellt werden. Deshalb fällt es auch dem liberalen und um Zusammenhalt bemühten Pol schwer, sich auf ehrliche und offene Debatten einzulassen.

Es entwickelt sich ein vorhersehbares Spiel: Eine neue Kontroverse tritt auf die Bühne, und sofort ist klar, entlang welcher Linien sich die beiden Pole abarbeiten werden. Die Positionen sind festgezurr, die Argumente altbekannt. Jede Seite weiß, was von der anderen zu erwarten ist. Das war bis zu einem gewissen Grad schon immer so. Zu jeder Zeit existierten ideologische Filter, durch die gesellschaftliche Debatten betrachtet wurden. Doch was heute vielleicht anders ist, ist der Standpunkt, von welchem aus wir diese Debatten führen.

Die Ideologien haben sich zunehmend von den reinen inhaltlichen Standpunkten losgelöst und spiegeln sie sich heute eher in den Mechanismen und Mustern wider, nach denen wir Diskussionen führen: Es geht nicht mehr primär darum, was gesagt wird, sondern wie es gesagt wird und wer es sagt. Dazu passt auch die zunehmende Auflösung des klassischen Rechts-Links Schemas in der politischen Landschaft.⁶ Vielmehr sind die Form und die Dynamik des Diskurses selbst zum ideologischen Schlachtfeld geworden.

⁶ (Bongartz, 2024, S. 165)

Die Folge ist, dass die gesellschaftlichen Debatten in einem erschreckenden Ausmaß an Substanz verlieren. Sie verkommen zu ritualisierten Auseinandersetzungen, in denen es weniger um Lösungen als um die Verteidigung der eigenen Identität geht. Jeder neue Konflikt wird nach denselben Mustern durchgespielt, ohne dass echte Fortschritte erzielt werden. Dies behindert den produktiven Umgang mit den drängenden Herausforderungen unserer Zeit und erschwert es, gemeinsame Wege für die Zukunft zu finden.

Trotz der scharfen Auseinandersetzungen und der oft polarisierenden Rhetorik aller Beteiligten ist der grundsätzliche Werte-Konsens in unserer Gesellschaft möglicherweise größer, als es auf den ersten Blick scheint – auch unter denjenigen, die sich nicht eindeutig den „transformativen Fortschrittsidealen“ zuordnen. Viele Menschen, die sich unsicher oder unentschlossen zeigen, teilen grundsätzlich Prinzipien wie Gleichberechtigung, Toleranz und soziale Gerechtigkeit. Die Sorge, dass offene Debatten diesen Konsens gefährden könnten, ist daher oft überzogen. Es wird ein ethischer Dissens und moralische Gräben vermutet, wo oft eher Unsicherheiten oder Missverständnisse vorliegen, die wohlmöglich durch eine offene, sensible Vermittlung der eigenen Überzeugungen aufgelöst werden könnten.

Toleranz ist ein Spektrum. Gerade den Teil der Bevölkerung – der sich zwischen völliger Zustimmung und Ablehnung bewegt – bietet enormes Potenzial für den ersehnten gesellschaftlichen Fortschritt. Sie zu überzeugen und in den Dialog einzubeziehen, ist von entscheidender Bedeutung, um langfristig eine breite Akzeptanz für transformative Veränderungen zu schaffen.

Anstatt Diskussionen zu vermeiden, sollten Vertreter des gesellschaftlichen Wandels genau hier ansetzen: Es gilt, die Unentschlossenen aktiv einzubinden und durch sachliche, offene Auseinandersetzungen von den Vorzügen einer transformierten Gesellschaft zu überzeugen. Zu häufig werden jene, die nicht unmittelbar und zu 100 % die neuen Werte-Standards übernehmen, in das Lager der Fundamental-Oppositionellen gesteckt, was sie bekanntermaßen nicht empfänglicher macht für die eigenen Positionen.

Eine umfassende gesellschaftliche Transformation ist ein langsamer und oft mühsamer Prozess, in dem verschiedene Lebensrealitäten aufeinandertreffen. Es entstehen zwangsläufig Spannungen und praktische Herausforderungen bei der Umsetzung progressiver Werte in der Praxis. Diese Schwierigkeiten sollten jedoch nicht als Bedrohung des „großen Ganzen“ verstanden werden, sondern vielmehr als notwendiger Bestandteil einer Gesellschaft im Wandel.

Die Lösung liegt also nicht darin, Diskussionen zu vermeiden, sondern darin, sie proaktiv zu führen – und zwar so, dass die gemeinsamen moralischen Grundlagen betont und zugleich die Komplexität der Themen anerkannt wird.

Schlussfolgerung

Wie hoffentlich klar wurde, behindert die Vermeidung offener Debatten über kontroverse Themen den gesellschaftlichen Fortschritt mehr, als dass sie ihm nützt. Anstatt Diskussionen aus Angst vor moralischem Ansehensverlust oder dem Schutz sozialer Errungenschaften zu blockieren, müssen wir erkennen, dass der Weg zu einer inklusiveren und gerechteren Gesellschaft nur über offene und ehrliche Auseinandersetzungen führt.

Für die jeden Einzelnen und jede Einzelne bedeutet das, sich bewusst zu machen, wie wichtig die aktive Teilnahme am Diskurs ist. Die komplexen Herausforderungen unserer Zeit erfordern nicht nur klare Überzeugungen, sondern auch die Bereitschaft, mit Unsicherheiten und unterschiedlichen Lebensrealitäten umzugehen. Statt vorschnelle Urteile über vermeintliche Gegnerschaft zu fällen, geht es darum, die unentschlossenen Stimmen in die Debatte einzubinden und auf Grundlage gemeinsamer Werte Brücken zu bauen.

Letztlich liegt der Schlüssel zu nachhaltigem Wandel nicht in der Vermeidung von Konflikten, sondern in der Fähigkeit, sich ihnen selbstbewusst, aber dennoch konstruktiv zu stellen. Wer den gesellschaftlichen Fortschritt fördern will, muss auch die Bereitschaft zeigen, über Differenzen hinweg zusammenzuarbeiten und den Raum für Dialog offen zu halten. Das bedeutet, die eigene Position nicht nur zu verteidigen, sondern vor allem aktiv daran zu arbeiten, den Weg zu einem besseren Verständnis und einem sowohl breiteren, als auch tieferen Konsens zu ebnen.

Ein Pfad bleibt nur sichtbar, wenn man ihn regelmäßig geht; andernfalls überwuchert er. Wer glaubt, den richtigen Weg zu kennen, sollte die Anderen an die Hand nehmen. Wer nur am Ziel wartet, riskiert, dass sie sich verirren und das Ziel im Unklaren bleibt.

Hendrik Wilmsen

Münster, Oktober 2024

Literaturverzeichnis

Böhmermann, J., & Schulz, O. (o. J.). *Fest & Flauschig* (First Emotions (2022)) [Broadcast]. Abgerufen 22. Oktober 2024, von <https://open.spotify.com/episode/0eVbvkEva1pnf9trGwUXUQ>

Bongartz, B. (2024). Gesellschaftliche Transformationsprozesse als Impetus für abweichendes Verhalten der Mittelschicht. In J. Lanfer & M. W. Schnell (Hrsg.), *Angst und Angstpolitik: Interdisziplinäre Perspektiven* (S. 143–169). Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-44325-2_6

Bourdieu, P. (2012). Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In U. Bauer, U. H. Bittlingmayer, & A. Scherr (Hrsg.), *Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie* (S. 229–242). VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18944-4_15

Goode, E., & Ben-Yehuda, N. (1994). Moral Panics: Culture, Politics, and Social Construction. *Annual Review of Sociology*, 20(Volume 20, 1994), 149–171. <https://doi.org/10.1146/annurev.so.20.080194.001053>

Inglehart, R. (1981). Post-Materialism in an Environment of Insecurity. *The American Political Science Review*, 75(4), 880–900. <https://doi.org/10.2307/1962290>

Job, M. (2024, August 9). *Transfeindlichkeit als Strategie im Rahmen der Olympischen Spiele*. tagesschau.de. <https://www.tagesschau.de/faktenfinder/transfeindliche-desinformation-100.html>